



FOTOS: M. YILMAZ / PAPARAZZI

Chemnitzer Stadtzentrum: „Erst mußten wir Schlösser und Kirchen schützen, jetzt ist das SED-Erbe bedroht“

Städtebau

„Stützpunkte der Seele“

SPIEGEL-Redakteur Michael Mönninger über den Denkmalschutz für das sozialistische Bauerbe in Chemnitz

Der Stein des Anstoßes wiegt 42 Tonnen und ruht seit 23 Jahren auf einem Altarsockel aus Granit. Zur Einweihung des größten Marx-Denkmal der Welt in Karl-Marx-Stadt hatte Erich Honecker 1971 an die Völker der Welt appelliert: „Wer wissen will, wie der Marxismus auf deutschem Boden lebendige Wirklichkeit geworden ist, der mag in diese Stadt kommen.“

Mehr als zwei Jahrzehnte später, nachdem der Marxismus längst als trauriges Kapitel abgehakt wurde und die Stadt wieder Chemnitz heißt, soll sie abermals als Lehrstück dienen: Am 16. September hat Landeskonservator Gerhard Glaser den Marx-Kopf und sein gesamtes Umfeld als städtebauliche „Großplastik“ in die Kulturdenkmallexikon des Freistaates Sachsen eingetragen.

Damit hat Glaser im Alleingang ein Thema losgetreten, das dem mühsam vereinten Deutschland gerade noch fehlte. Es geht um das städtebauliche Erbe des Sozialismus, das nicht so leicht weg-

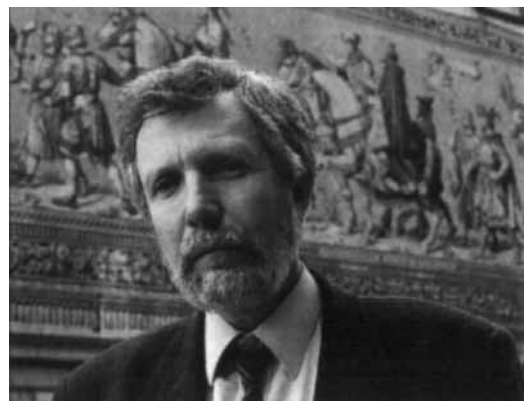
gefegt werden kann wie marode Industrien oder die Stasi-Bürokratie.

Die Begründung für das „öffentliche Erhaltungsinteresse“ in Chemnitz klingt fast wie ein Auszug aus einer Honecker-Rede: „An keiner anderen Stelle Sachsens wird so anschaulich, was der Alleinvertretungsanspruch des Marxismus-Leninismus als Philosophie und Geschichtsmodell darstellte.“

Damit will der seit 1982 in der Dresdner Landesdenkmalbehörde arbeitende Glaser, 57, freilich nicht den

Sozialismus verteidigen. Der eher konservative Konservator hatte lange für den Wiederaufbau des Dresdner Schlosses und der Frauenkirche gestritten und befindet sich heute in einer paradoxen Lage: „Erst mußten wir Schlösser und Kirchen vor der SED schützen, jetzt ist das SED-Erbe selber bedroht.“

Das Gebilde, mit dem Glaser sich und den Bürgern von Chemnitz das Leben so schwer macht, ist so groß wie der Rote Platz in Moskau und von oben bis unten aus Beton. Die Rede ist vom „zen-



Stadtplaner Dören, Denkmalschützer Glaser: Riegel mit Ringelschwanz

tralen Bereich“ des völlig zerbombten Chemnitz, auf dem erst in den späten sechziger Jahren eine sozialistische „Stadtkrone“ entstand: „eine besondere Komposition aus dem lagerhaften Baukörper der ehemaligen SED-Bezirksleitung, dagegen gesetzt als Vertikale das Hotel, kontrapunktisch dazu der Stadthallenkomplex und dazu kontrapunktisch die überdimensionale Karl-Marx-Büste“, wie der Denkmalschützer die schöne Beschering beschreibt.

Gerahmt wird die Ödnis durch ein gewaltiges Achsenkreuz quer durch die City, das weder Straße noch Platz ist, sondern als Korridor für sogenannte Steh- und Fließdemonstrationen diente.

Nun fürchten der Chemnitzer Oberbürgermeister Peter Seifert (SPD) und sein Baudezernent Béla Dören, daß ihre „Innenstadt zum DDR-Museum erklärt“ wird und wichtige Neubauvorhaben scheitern. 1991 hatte die Kommune in einem städtebaulichen Ideenwettbewerb ein neues Konzept entwickelt: Sie will knapp die Hälfte des Zentralplatzes mit drei großen Baublöcken schließen, ringsum Lücken auffüllen und die Hochhausscheiben mit Vorbauten wieder an die Straßen heranführen.

Landeskonservator Glaser versteht die Aufregung der Kommunalpolitiker nicht. „Wir möchten nicht die Unveränderbarkeit der Häuser festschreiben,

sondern nur die Ensemblefigur schützen.“ So hat er der Modernisierung einer gezackten Gleitbeton-Fassade des Hotels zugestimmt und sperrt sich auch nicht gegen den Abriß einer monströsen Zufahrtrampe davor: „Denkmalschutz und Investitionen schließen einander nicht aus.“ Doch bei dem geplanten Kino- und Shopping-Center, für das Teile des Hotel- und Stadthallensockels abgerissen werden sollen, möchte er mitreden.

Gerade das empfindet Stadtplaner Dören als Eingriff in seine kommunale Planungshoheit. „Wir sind keine Plattmacher und können auch ohne Denkmalschutz das Stadtbild behutsam weiterentwickeln.“ Zur ohnehin schleppenden Auftragsbearbeitung in der Chemnitzer Stadtverwaltung, bei der für 2,5 Milliarden Mark Bauanträge vorliegen, kommt nun auch noch die Bremswirkung der Dresdner Denkmalschützer hinzu. Notfalls will die Stadt jetzt gegen Glasers Auflagen klagen.

Die Bürger sind freilich anderer Meinung. Eine Umfrage der Chemnitzer *Freien Presse* Ende August ergab, daß sie ihr sozialistisches Stadtzentrum gern behalten wollen. Auch der sächsische „Bund deutscher Architekten“ begrüßte Glasers Denkmalspruch.

„Solche Bauten sind für die Leute Stützpunkte der Seele“, resigniert Baudezernent Dören.

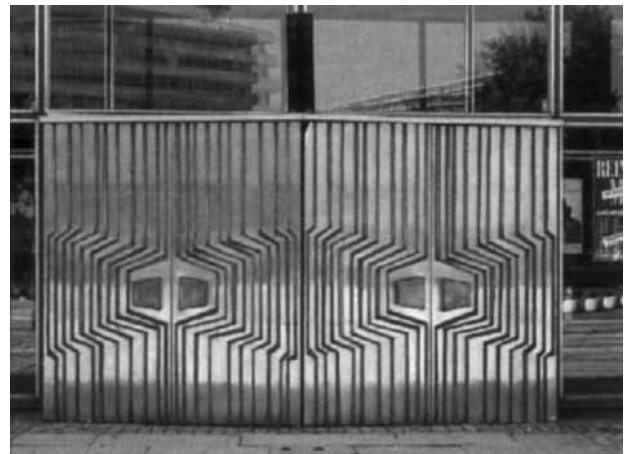
Beim Lokalstreit in Chemnitz geht es nicht nur um eine singuläre Betonwüste, sondern um die gesamte Ikonographie des sozialistischen Städtebaus. Ähnliche zentrale Volks- und Versammlungsstätten entstanden in Cottbus, Magdeburg, Rostock, Dresden, Leipzig, Berlin und fast jeder größeren ostdeutschen Stadt. Diese Stadtwüsten sehen aus wie in Beton gegossene Windkanäle und gelten als skurriler Sonderweg des Sozialismus.

Aber bei den ostdeutschen Stadtzentren handelt es sich nicht um eine Art Galapagos-Insel der Architektur, auf denen die Gebilde einer anderen Evolution aus dem Erdboden gekrochen sind. Es sind klare Manifestationen internationaler Baugedanken, die schon während des Kalten Krieges für eine geradezu abenteuerliche Annäherung in der Architekturentwicklung von Ost und West gesorgt hatten.

Historiker sprechen von zwei Entwicklungsphasen in der Baugeschichte



Wandgemälde im Foyer



Schmuckportal



Galilei-Statue

Chemnitzer Stadthalle: Stadtwüsten wie in Beton gegossene Windkanäle – skurriler Sonderweg des Sozialismus?



Marx-Büste in Chemnitz: Mutiger Vorstoß am falschen Objekt

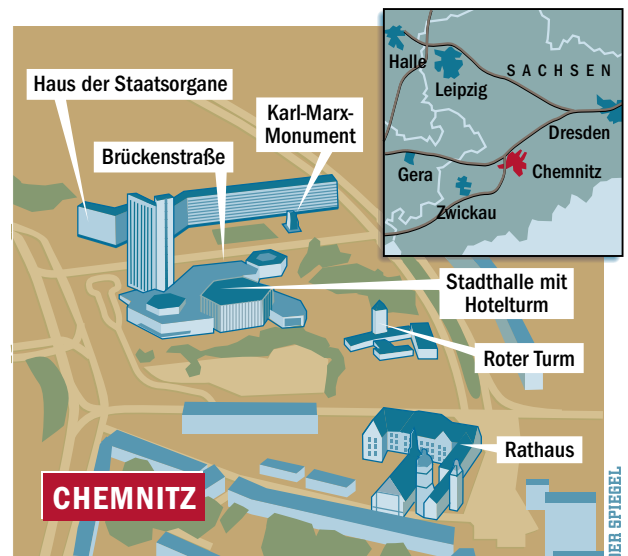
der DDR. Mit dem 1950 beschlossenen Aufbaugesetz hatte die Volkskammer zunächst unter dem sowjetisch inspirierten Begriff der „nationalen Tradition“ eine Stadtreparatur beschlossen, die konservativer war als im Westen und den Klassizismus der Berliner Schinkelschule wiederbelebte. Eine Geschichtsbewältigung mit der Abrißbirne, wie sie die junge Bundesrepublik mit ihrem Ideal der aufgelockerten, durchgrünten und aufgelösten Städte betrieb, lehnte die DDR als „kosmopolitisch“ ab.

Paradebeispiele wie die Berliner Karl-Marx-Allee, die Idealstadt Eisenhüttenstadt, der Altmarkt in Dresden oder der Roßplatz in Leipzig wurden bereits zu DDR-Zeiten unter Denkmalschutz gestellt. Sie erfreuen sich wegen ihrer Schmuckformen auch im Westen heute allgemeiner Anerkennung.

Die zweite Phase seit der Moskauer Unionskonferenz von 1954 und dem Chruschtschowschen Tautewetter bezeichnen die in der DDR-Forschung führenden Bauhistoriker Werner Durth in Darmstadt und Thomas Topfstedt in Leipzig als „nachgeholte Moderne“. Gerade mit dieser Epoche, deren späteste Dokumente das Chemnitzer Zentrum oder der Berliner Palast der Republik sind, gibt es jetzt den größten Ärger.

Dabei sind solche Bauten der Ausdruck einer bislang wenig beachteten Annäherung der Systeme, ja, sie halten der alten Bundesrepublik auf brutale Weise den Spiegel vor. Denn während im Westen die Zentren mit großen Kaufhäusern und autogerechten Schneisen durchpflügt wurden, blieb der DDR nur die Sparversion übrig: Sie pflasterte ihre Citys mit Kulturpalästen und zentralen Aufmarsch- und Versammlungskorridoren. Nicht zufällig kleben an der Stadthalle von Chemnitz ähnliche wabenförmige Betonlochsteine wie an Horten-Kaufhäusern.

Die westliche Denkmalpflege nimmt die sechziger Jahre mit ihrem Beton-Brutalismus, Wachstumseifer und seriellen Vervielfältigungswahn allmählich zur Kenntnis; als eines der frühesten



Objekte wurde kürzlich das Düsseldorfer Thyssen-Hochhaus unter Schutz gestellt. Dagegen machen sich Konservatoren, die ähnlichen Respekt vor dem DDR-Erbe zeigen, äußerst unbeliebt.

Bereits 1992 hatte der Berliner Landeskonservator Helmut Engel gefordert, die Berliner Mitte mit dem Palast der Republik und dem Staatsratsgebäude unter Schutz zu stellen. Prompt wurde der Denkmalschützer auf einen Beraterposten als Oberaufseher in der Berliner Denkmalbehörde weggelobt.

In Chemnitz ist allerdings fraglich, ob das Ensemble wirklich ein herausragendes Zeugnis dafür ist, „wie eine geschlossene Gesellschaft und ein zentralistisch ausgerichteter Staat sich verstanden“, so die Denkmalbegründung.

Zweifel daran äußert der Augenzeuge Wolfgang Seidel, seit 1965 Stadtarchitekt in Chemnitz und heute Leiter des Planungsamtes. Er erinnert an die Flickschusterei, als beim Bau des Hauses der Staatsorgane auf einen vorhandenen Gebäudetyp zurückgegriffen wurde: Wo hinter dem Chemnitzer Marx-Kopf des sowjetischen Politplastikers Lew Kerbel eine große Spruchwand mit dem vier-sprachigen Aufruf „Proletarier aller Länder, vereinigt euch“ in die Fassade eingelassen ist, prangt bei dem baugleichen Industriezentrum nebenan eine leere Spiegelfläche mit Schmucksteinen.

Zudem durfte das „Wohnungsbaukollektiv Wilhelm Pieck“ gar nicht die gesamte städtebauliche „Großplastik“ errichten, sondern nur Hotelurm und Stadthalle. Das gegenüberliegende Haus der Staatsorgane, das angeblich einen Kontrapunkt bildet, kam später hinzu. Außerdem läuft der Riegel des SED-Hauses in eine unbeholfene Zickzacklinie aus, die sich aus ähnlicher gestalterischer Notdurft erklären läßt wie der Ringelschwanz des Hausschweins in der Schöpfungsgeschichte: als Behelfschmuck aus Materialmangel.

Zeittypischen Wachstums- und Wissenschaftsoptimismus verbreitet allenfalls das kantige Interieur der Stadthalle. Hier spielte das Planerkollektiv die Grundform des Dreiecks von der Fassade bis zur Möblierung durch – ein Kennzeichen des seriellen Denkens der sechziger Jahre, als standardisierte Rathäuser, Schulen und Wohnblöcke in Großauflage produziert wurden.

Und im Foyer kündigt eine beinamputierte Galilei-Statue des DDR-Bildhauers Fritz Cremer mit erhobenem Arm von der Himmelfahrtshoffnung des Marxismus-Leninismus; ein Wandgemälde von Horst Zickelbein feiert in psychedelischen Pop-Farben rauschhaft die „Befreiung der Wissenschaft durch die sozialistische Revolution“.

Der Leipziger Bauhistoriker Topfstedt findet Glasers Initiative zwar „mutig“, aber auf das falsche Objekt ge-

richtet. Die DDR-Denkmalpfleger seien gewohnt, nicht „baukünstlerisch“, sondern „gesellschaftspolitisch“ zu argumentieren. Aber gerade in dieser Hinsicht sei die Chemnitzer Anlage allenfalls ein „Nebenkriegsschauplatz“. Das Zentrum von Rostock beispielsweise zeige weitaus besser die „Einheit von Stadt- und Gesellschaftsvorstellung“.

Gültige Wertmaßstäbe für den sozialistischen Städtebau werden die Historiker frühestens im Mai 1995 finden. Dann veranstaltet das Deutsche Nationalkomitee für Denkmalschutz in Berlin einen DDR-Kongreß. Wem das zu lange dauert, den erinnert Topfstedt daran, daß die alte Bundesrepublik erst nach „geschlagenen 30 Jahren“ ihre eigene Nachkriegsarchitektur schätzenlernte – nur waren da viele Schmuckstücke schon zerstört. □

Unternehmen

Ideale Schneise

Dubiose Verkaufspraktiken haben die Diät-Firma Herbalife in Verruf gebracht. Mischt Scientology mit?

Sie sind in dezentes Grau oder Dunkelblau gehüllt, Männer um die 40, frisch gefönt und das Handy stets parat. Auf dem Button am Revers prangt ein pralles rotes Herz – mit der Botschaft „Ich liebe Herbalife“.

Vor einer mächtigen Pyramide aus Blechdosen versuchen die geschniegel-



Herbalife-Meeting (in Berlin): Eine Offenbarung, die reich macht

ten Herren linkisch und in holprigen Worten, ihre Begeisterung auf die Zuhörer vor ihnen zu übertragen.

Frank zum Beispiel hat „für 1900 Mark netto im Monat“ als Erzieher gearbeitet. Dann lernte er Herbalife kennen, „und seitdem geht es mir phantastisch. Ich bin unheimlich fit und aktiv“. Vor allem aber, so verkündet Frank seinen knapp 40 Zuhörern im Leverkusener „Ramada“-Hotel, schwimme er nun im Geld: „Mein letzter Scheck war 20 000 Mark.“

„Yeah, Yeah!“ Jubel und Beifall unterbrechen die Botschaft. Durch die Stuhlreihen stolpern weitere Button-Träger im Gänsemarsch nach vorn und legen Zeugnis ab: „Ich heiße Angelika, bin 34 Jahre alt und habe in acht Wochen fünf Kilo abgenommen. Ich fühle mich fit, und ich mach' weiter.“

In der nüchternen Sprache des Handelsregisters ist Herbalife ein Produkt, das „der gesunden und körperbewußten Ernährung dienen“ soll, ein Diätmittel wie Dutzende. Doch clevere Manager verkaufen es wie eine göttliche Offenbarung, die reich und glücklich macht.

Vor rund drei Jahren begann das US-Unternehmen Herbalife International den deutschen Markt aufzurollen. Inzwischen finden nahezu täglich irgendwo in der Republik, in Konferenzräumen und Hinterzimmern, Herbalife-Ansichten statt.

Verkauft wird die Herbalife-Diät, die aus Kräutern, Vitaminen und Ballaststoffen gemixt ist, nach dem Multi-Level-Marketing: Kunden, die Pillen und Pulver für den eigenen Bedarf erwerben, können zugleich als Berater in den Direktvertrieb einsteigen. Wer erfolgreich verkauft, rückt auf bis zum Vertriebsleiter (VL).

Wer gleich 84 Packungen abnimmt, beginnt seine Karriere sofort als VL. Auf den Endpreis von 180 Mark pro Packung „Formula Diät“ gibt es dann 50 Prozent Rabatt.

Jeder Vertriebsleiter darf wieder Berater werben, die sich durch Übernahme von genügend Herbalife-Dosen ihrerseits hocharbeiten können. Am Umsatz dieser „Downlinie“ genannten Verkäuferschar ist der VL, der sie geworben hat, ebenfalls beteiligt.

Herbalife-Verkäufer arbeiten auf eigenes Risiko. Dieser Handel ist ein Geschäft nach dem Schneeball-System und deshalb in Deutschland eigentlich verboten. Aber die Amerikaner haben das Gesetz gegen den unlauteren Wettbewerb geschickt umgangen. „Weil die Firma auf dem Papier primär den Verkauf der Ware zum Geschäftszweck erhebt und nicht die unerlaubte aggressive Kundenwerbung, sehen wir bislang keine Möglichkeit zu klagen“, sagt Dieter Lang vom Berliner Verbraucherschutzverein.

Schon 1991 gerieten die Schlankmacher mit dem Gesetz in Konflikt. Ein Gutachten des Chemischen Landesuntersuchungsamts in Nordrhein-Westfalen ergab, daß viele der untersuchten Herbalife-Proben nicht den gesetzlichen Vorschriften entsprachen. Das Amt stufte einige Herbalife-Präparate als Arzneimittel ein, die ohne Zulassung durch das Bundesgesundheitsamt nicht vertrieben



Herbalife-Meeting (in München): Eintritt mit Bürgen